

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 4

Artikel: Photographien
Autor: Due, Aimée
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663307>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fröhlich pickte und schnäbelte er etliche Beeren hinweg und ich meinte schon, er würde mit Schnäbeln und Picken und Schlucken nicht aufhören, als bis die Beeren alle verschlungen wären und nur noch der leere häßliche „Trauben“ dahinge. Aber wie sollte ich staunen; und wie hatte ich dem lieben Schelm bitterlich Unrecht getan, daß ich ihn für einen Monsieur Nimmersatt gehalten! Denn auf einmal hielt er an seiner noch reichbesetzten Tafel inne, blickte auf, schaute auf die übrigen Beeren, und obwohl sie so lieblich anzusehen und auch so köstlich zu essen waren, rührte er doch keine derselben mehr an. Eine Weile war er wie in tiefe Gedanken versunken, rieb sich mehreremale über Augen und Stirn und sann denksam nach über das, was er tun sollte. Jetzt schien ihm offenbar ein Licht aufgegangen zu sein über das, was ihn so tief bewegte! Vor Freude darüber flog er jubelnd hinweg, über des Nachbars Haus; aber siehe, ehe ich mich noch vom Fenster gewandt hatte, war er wieder da, aber diesmal nicht allein, sondern in Begleitung von dreien seiner Brüder — oder waren's Vater und Mutter und Schwester? Die hatte er von drüben herbeigerufen und selbstlos mitgebracht, und ihnen fröhlich den Weg gewiesen zu derselben Traube — eine reifere und schönere war ja an der ganzen Laube nicht zu finden! — von deren Beeren er vorher etliche wenige gekostet! Du prächtiger Bursche! Also das war's, worüber du vorhin philosophiertest: „Der beste ist gerade für deine Brüder gut genug und meine Freude ist nur dann eine volle, wenn ich Mitgenossen derselben gefunden!“ — Während diese nun das Mahl sich köstlich munden ließen, setzte er sich selber dort aufs Treppengeländer, sah neidlos zu und sang ein Lied, das klang so froh und heiter und freuzfidel. Es klang drin etwas von jenem wunderjamem Ton: „Die Liebe ist gütig; die Liebe beneidet nicht; sie suchet nicht das ihre, sondern das, was der Anderen ist.“ Und dann erhob er seine Stimme immer lauter, und ich hörte es ganz deutlich, wie er sie ausschmettete: 's ist erlogen, 's ist erlogen, „selber essen macht fett,“ und dann schloß er mit dem Refrain: „Geteilte Freude, ist doppelte Freude!“ — Indes waren auch seine Brüder satt geworden, jubelten und dankten mit ihm um die Wette und stimmten ihm zu Ehren an: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“ — Wie Lieb und brav und gescheidt doch so ein Sperling ist und es ist doch nur ein Spatz! Aber wer macht's dem Sperling nach?! Hat denn ein alter weiser Späßenfreund umsonst gesagt: „Sehet an die Vögel des Himmels!“

Ein Nachbar meinte freilich, ich hätte dem Schelm eins auf die Federn brennen sollen, das wäre gescheidter gewesen als ihm so lange zuzusehen; aber das meinte er nur so; denn „die Liebe deutet nichts zum Argen.“

M. Miesch, Bolliton.

Photographien.

Nachdruck verboten.

Das Photographieren ist heute etwas so Alltägliches, daß es kaum einen Städter gibt, der sich nicht mindestens einmal im Leben konterfeien ließ; auch die Dörfler haben keine Angst mehr vor der Camera, und seit es wandernde Photographen gibt, ist das „Schnellbild“ ein wertvoller Schatz für jedes liebende Bauernherz. Photographien! Welche große Skala von verschiedenen Auffassungen liegt in diesem Wort, welche Auswahl an Produkten, die derselbe Name zusammenfaßt und die doch einzeln von einander verschieden sind, wie die Nacht vom Tage! Ungezählte Unterschiede gibt es, zwischen dem großen, künstlerischen Portrait bis hinab zum Straßen-Schnellbild für ein paar Kreuzer, bei dem die Ähnlichkeit in der Wiedergabe meist Nebensache ist. Und manche Dame, die auf einem Bilde schön aussieht, wie sie es nie im Leben sein kann, murrte noch und ist unzufrieden, während die Bauerndirne fast andächtig die plumpe Masse mit Kopf, Händen und Füßen auf der Blechplatte bewundert, jenes oft schwer definierbare Etwas, das ihr Bild ist. Also so sieht sie aus!

In kleinen Garnisonstädten haben die Photographen große, bunte Soldatenbilder duzendweise vorrätig, denen nur der Kopf des Photographierten eingefügt wird. Diese „Soldatenbilderbogen“ wandern ebenfalls zumeist in einsam liegende Dörfer und kleine Städte, und wenn die Karoline das Bild ihres Franz erhält, ist sie entzückt über den schmucken Liebsten, ohne kritisch zu nörgeln, daß ihr Franz doch ein kleiner, dicker Stumpfen war, als er fortging, und nun auf dem Bild ein solch schlanker, großer Heldenjüngling ist. Für diese Leute ist der Photograph ein großer Künstler, ganz einerlei wie er arbeitet, und ob die Ähnlichkeit überhaupt vorhanden ist oder nicht. Dem Photographen, der mit dieser Kundschaft zu arbeiten hat, wird das Leben sicherlich nicht vergällt, und er wird mit „schlecht getroffenen“ Bildern (d. h. nicht übermäßig schön gemachten) selten belästigt.

Mit den Photographien hat es im allgemeinen eine seltsame Bewandnis. Man kann annehmen, daß Menschen mit Charakterköpfen, Menschen, bei denen Leben, Bewegung und Mienenspiel die eigentliche Schönheit ausmacht, auf Bildern selten sehr ähnlich werden, und zum mindesten stets verlieren. Andererseits sind nichtsagende nicht hübsche Menschen auf Photographien meist weit vorteilhafter als im Leben, ja, wenn der Photograph ein sogenannter künstlerisch arbeitender ist, sind unschöne Menschen auf Bildern schön. Man kann eben ein nichtsagendes Gesicht, selbst ein recht, wenig hübsches, durch Retouche und andere technische Manipulationen vorteilhaft verändern, aber man kann keinen Charakterkopf, kein Gesicht, bei dem „das Leben“ alles ausmacht, wie man sagt, auf dem Bilde wirkungsvoll reproduzieren. Das ergibt von selbst die Auffassung, daß man eben auf Bilder nicht viel geben darf, und jeder Photographie skeptisch gegenüber stehen muß. Ganz besonders verdächtig machen sich alle Profilbilder, weil alle Menschen, die einen Defekt auf der einen Gesichtshälfte haben, Profil wählen; oder aber der intelligente, künstlerische Photograph wählt „Profil“, sobald er merkt, daß die Kundin etwas vorstellen will, mit dem Kopf aber „nichts zu machen ist.“ Profilbilder sind überhaupt keine eigentlichen Wiedergabe-Bilder, denn jeder einzelne ist von Profil vollständig anders, als von vorn gesehen.

Leider ist in Frauen-Zeitungen bis dahin noch nicht genug auf die Gefahren der Photographien für alle diejenigen, welche auf eine Photographie hin Stellung suchen, hingewiesen worden. Denn auf dem Bild kann man nicht erkennen, ob die Betreffende groß oder klein, dick oder mager, dunkelblond oder schwarz ist; und viele Damen wollen ganz bestimmte „Fräuleins“ haben; die Einen kleine, die Andern große u. s. w. Man sollte also bei Stellungsuche auf der Rückseite des Bildes die Körpergröße, die Haar- und Augenfarbe und schließlich auch die Bemerkung „schlank“ (der verfeinerte Ausdruck für die unschönste Magerkeit) oder „volle Figur“ hinzufügen. Mancher Ärger, manche Tränen blieben erspart. Auch sollte man in diesen Fällen jede alberne Eitelkeit bei Seite lassen und nicht bis zur Unmöglichkeit geschmeichelte Bilder versenden, sondern lieber Bilder, die weniger günstig sind, als die Wirklichkeit. Zudem werden wenig Damen allzu elegant, kokett oder hübsch aussehendes weibliches Personal engagieren wollen. Auch die Kleidung, der Schmuck, die Frisur und vor allem die Pose muß sorgfältig berücksichtigt werden, da für Stellensuchende das einfachste Bild das empfehlenswerteste sein wird. Aber auch im gewöhnlichen Leben sollte man nicht nach allzu verschönernten Bildern suchen, die doch in diesem Fall gar nicht die wahre Wiedergabe unseres Ichs sind. Wir können, wenn wir uns nicht in törichter Weise selber belügen, an Bildern, die uns lediglich ähneln, keine Freude haben und können damit auch denen, die uns kennen, so wie wir wirklich aussehen, keine Freude machen. Zwischen gutgetroffenen Bildern und geschmeichelten Bildern ist ein großer Unterschied. Besonders in Frankreich, speziell in Paris, gibt es Künstler-Photographen, welche enorme Preise verlangen, dafür aber auch aus jedem Menschen ein ideal schönes Geschöpf

machen. Ich habe dort Duzende meiner guten Bekannten in Bildern überhaupt nicht erkannt.

Zwei recht unliebsame Erinnerungen, die sich an Bilder knüpfen, haben in mir aber erst das dauernde Mißtrauen gegen Photographien gezeitigt. Ich hatte schon seit einiger Zeit mit einem sehr angesehenen Professor der Medizin korrespondiert, in dessen Klinik eine meiner Bekannten übersiedeln wollte. Ohne uns je gesehen zu haben, hatte sich zwischen dem Professor und mir ein freundschaftlicher Ton in die Korrespondenz eingeschlichen, der sich, als er nach einigen Monaten heiratete, auch auf seine Frau übertrug. Der Professor war trotz seiner Jugend schon ein berühmter Mann, und das Doppelbild des jungen Paares, das ich erhalten hatte, sagte mir, daß die beiden auch s c h ö n e Menschen sein mußten. Er hatte auf dem Bild vor allem wunderbar schöne Augen, schönes krauses Haar und einen aristokratischen Gesamteindruck. Sie schien halblond zu sein mit großen Märchenaugen, die eigentümlich rätselhaft blickten, scheu, kindlich, bit-tend. Ich dachte mir die junge Frau g r o ß und nicht zu schlank, da der Professor mir ausdrücklich geschrieben hatte, sie wären gleich groß. Ich benutzte daher die Gelegenheit im Interesse meiner kranken Bekannten die nicht kurze Reise zu dem Professorspaar zu machen. Ich traf früher ein, als ich erwartete, sodaß mich niemand am Bahnhof abholte. Glücklicherweise war die Professorsgattin zu Hause und gespannt wartete ich auf ihren Eintritt in das Empfangszimmer. Es würde sich gewiß gut mit ihr plaudern lassen, denn sie war fast gleich alt wie ihr Mann, mußte also etwa zweiunddreißig Jahre alt sein. Gerade dies hatte mir so gefallen, denn ich konnte mir diesem hervorragenden Mann nicht an der Seite eines blutjungen, seelisch unreifen Dinges denken. Noch heute, nach drei Jahren, weiß ich mich der kleinsten Einzelheit bei ihrem Eintritt zu erinnern — und meines fassungslosen Schreckens! Daß die Frau Professor eine halbe Million mitbekommen hatte in die Ehe, erfuhr ich erst später. Sie war außergewöhnlich klein und mager, mit der unreifen Figur eines vierzehnjährigen Mädchens; zudem war sie verlegen, fast unbeholfen in allen ihren Bewegungen. Sie war eines jener eigentümlichen — fast möchte man sagen u n g l ü c k l i c h e n Wesen — die weißes Haar, weiße Augenbrauen und sogenannte Fischeaugen haben, jene halbblassen Augen, die fast weiß sind. Sie trug einen schwarzen Zwicker, da die hellen Augen das Tageslicht nicht vertrugen. Als sie ihn im Laufe des Gespräches mehrere male puzte, erkannte ich auch die „Märchenaugen“ des Bildes: sie konnten nicht ins Licht sehen und zwinkerten scheu und ängstlich ins Leere. Dabei hätte man ihr nicht mehr als achtzehn Jahre gegeben und sie für ein hochgradig bleichsüchtiges Geschöpf halten können. Daß das Ehepaar gleich groß sein sollte, bedachte ich nicht weiter. Und dann kann er Ja, sie waren gleich groß, oder gleich klein! Der Kopf mit den schönen Augen, der Haarfülle und den vornehmen Zügen saß auf dem Körper eines halben Zwerges! Der außergewöhnlich große Kopf wirkte auf diesem Knabenkörper geradezu k r e t i n h a f t. Ja, sie paßten zusammen, und mich überkam ein solcher Widerwillen gegen diese sonst freundlichen Menschen, daß ich am selben Abend abreiste, obgleich ich ein paar Tage hatte bleiben wollen! Meine Enttäuschung bereitete mir geradezu physische Schmerzen, und zugleich war ich z o r n i g, daß man mich derart b e l o g e n hatte. Denn das Versenden d i e s e r Photographie des Paares war eine L ü g e, eine Unaufrichtigkeit sondergleichen!

Die zweite, harmlosere Enttäuschung bereitete mir ein Stubenmädchen, das ich von außerhalb engagierte. Das Bild sagte mir zu, es war schlecht ausgearbeitet und das Mädchen mußte leidlich nett sein. Sie hatte gute Zeugnisse, aber sehr häufigen Stellenwechsel. Als sie den festgesetzten Tag bei mir eintraf, stand mir fast das Herz still. Das Mädchen war der reinste preußische Garde-Rüassier, von einer unheimlichen Größe, einer Größe, die sich auf der Spezialitätenbühne sehen lassen konnte. Dazu hatte sie einen mächtigen Knochenbau, und wenn sie durch das Zimmer ging, wackelten die Gegenstände

auf den Möbeln. Sie war fleißig, kräftig, ehrlich und anständig, aber auch ich entließ sie nach drei Monaten! Ich hatte sie bei Einkäufen mitnehmen wollen, doch verfolgten und verhöhnten uns die Gassenbuben ganze Straßen hindurch. Kam sie von Besorgungen allein zurück, dann hatte sie einen Troß von Buben hinter sich, die noch lange vor der Gartentür standen und im Chorus brüllten: „Goliath, komm heraus!“ Jeder weibliche und männliche Besucher fing beim ersten Anblick der „Maid“ entsetzt das Gespräch über diese „Größe“ an, immer mit dem Refrain: „Wo haben Sie die nur her!“ Im bisherigen Mädchenzimmer, das über dem Baderaum lag, konnte sie nicht aufrecht stehen, ich hatte ihr ein anderes Zimmer einräumen müssen, und vom Tischler eine Stollage als Bett anfertigen lassen, da die vorhandenen Betten zu kurz waren. Als diese wunderliche Berühmtheit mein Gespräch mit jedermann anfang auszumachen, entließ ich sie. Es ging nicht anders . . .

Und jetzt traue ich keiner Photographie mehr . . . Nicht einmal den häßlichen!

Aimée Duc.

Bücherchau.

Walter Siegfried. Die Fremde. Novelle. Verlag von S. Hirzel, Leipzig. Preis Fr. 5.25. Dieses neueste Werk des Zofinger Dichters übt auf schweizerische Leser ohne weiteres einen gewissen stofflichen Reiz aus durch die originelle, wenn auch nur skizzenhafte Gegenüberstellung von schweizerischer und deutscher Lebensanschauung und Lebensführung. Reizvoll ist ferner die Schilderung des Landschaftlichen und die schöne Harmonie zwischen Begebenheiten in der Natur und solchen in der Seele des Menschen, die Siegfried uns in poetischer, gelegentlich auch theatralischer Beleuchtung vorführt. Gewisse psychologische Vorgänge, wie das Erwachen der Liebe, der Eifersucht, der Annäherung zweier Jünglinge in der Freundschaft, der inneren Loslösung eines Liebenden von seinen nächsten Angehörigen u. a. sind mit großer Feinheit dargestellt, ohne daß deswegen der Charakter, die seelische Verfassung der Gestalten in ihrer Gesamtheit uns durchaus glaubwürdig erschiene, während einige Nebenfiguren wie die Dienerin Marianne und der Badsisch Amy wahr geschaut und mit realistischen Zügen ausgestattet sind, durch welche sie uns sofort nahe gebracht werden. Dora, die Fremde, die mit ihrer Leidenschaft spielt und doch deren Opfer wird, bleibt mir unverständlich, weil mir Einblicke in ihr Vorleben fehlen. Der Wechsel zwischen femininer Bestimmbarkeit und männlicher Entschlossenheit und Stärke bei dem Helden, Gottfried Felber, wird für mich nur durch Zuhilfenahme psychopathischer Zustände erklärlich. Ideologisch schön durchgeführt ist dagegen der Charakter seines Freundes Otto, der neben ihm wie ein moderner Nylades erscheint. Die Schreibweise ist trefflich durchgebildet, der Rhythmus der Sprache schön und diese selbst ganz außergewöhnlich klangvoll, sowie die Bildlichkeit fast durchweg an höchste Muster erinnert. Die klare Schönheit, die tiefe Ruhe, die Freiheit in der Linie, die gelassene Umständlichkeit in der Schilderung gemahnte mich wenigstens häufig genug an Goethe in seiner besten Zeit; allerdings hat Siegfried von der alten Schule eine Schwäche mit übernommen: Allzuhäufig müssen wir mit persönlichen Erörterungen vorlieb nehmen, wo objektive Darstellung not tate. Dieser Mangel stört nicht nur den Genuß des Werkes, manchmal in geradezu bedentlichem Maße, sondern er beeinträchtigt ebenso sehr die poetische Wirkung hinsichtlich der Glaubhaftigkeit.

Schillers sämtliche Werke. Säkularausgabe der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart. Der Übersetzungen (Phädra, Iphigenie, Phönicierinnen, Aeneis) II. Teil. Einleitung von Alb. Röstler. Bd. X. Preis Mk. 1.20.